



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Land und Leute in der neuen Welt von Löhr.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Land und Leute in der neuen Welt von Löhrl.

Land und Leute in der alten und neuen Welt. Reiseskizzen von Franz Löhrl.  
3. Bd. Göttingen, Wigand.\*) —

Zu den kräftigsten wilden Stämmen gehören die Indianer im Gebiet der Vereinigten Staaten. In den vordern Unionsgebieten stößt man nur noch sehr selten auf ein Häuflein Indianer, welches mitten unter den Weißen sitzen geblieben ist, etwas von ihrer Cultur angenommen hat, unter deren Wucht aber verkümmert. Gleich wie ihre Hütten halb aus Lehm und Bretern, halb aus Baumrinde, Matten und Thierfellen bestehen, so ist auch ihre Bildung ein ärmliches Flickwerk aus mühsam angelernten Sitten und Einrichtungen der Weißen und aus wildem, ungezähmtem Natursinn. Sie verzehren sich in dumpfem Sehnen nach Freiheit, und nach wenigen Jahrzehnten wird auch der letzte verschwunden sein. Selbst im Westen der Vereinigten Staaten muß man erst viele Tage lang den Missouri oder obern Mississippi hinauffahren, um in die Nähe der freien Indianer zu gelangen. Noch erinnern überall diese wild flutenden Riesenströme und ihre Uferlandschaften an die Wilden. Erst vor einem Menschenalter wurden ihnen diese weiten Strecken abgekauft. Noch liegt der Schimmer und die Frische der jungen Natur über der Gegend ausgebreitet. Doch wie selten zeigt sich das Dach eines Wigwam am hohen Uferlande oder sieht man dort in der Abenddämmerung einen Indianer stehen, der stumm in seine Decke gehüllt auf das flutende Gewässer und das vorüberbrausende Dampfschiff hinstarrt. Einzelne armselige Familien sind zurückgeblieben, die Stämme, zu denen sie gehörten, sind schon tiefer im Westen, weit weg von den Ufern der großen Ströme.

Auf dem Wege zu diesen Stämmen nimmt der Reisende die ersten Nachtlager in den Blockhütten der Hinterwäldler und Jäger, die oft stundenweit voneinander wohnen. Ihre schweigsame Natur bereitet vor auf die Einöde, wo alle Cultur schweigt. Halbindianer, ebenso häßliche als verachtete Menschen, durchtriebene Händler, welche den Indianern Brauntwein, Fuhrleute, welche den Forts Lebensmittel zuführen, hin und wieder kleine Jagdzüge von Offizieren aus den Forts, oder einzelne streifende Jäger, — das sind die Figuren, welche die weiten Prairien des Grenzgebietes sparsam beleben. Hinter dem Grenzgebiete, namentlich an Flußübergängen und längs den großen Handelsstraßen nach Californien und Mexico hat die Regierung an einzelnen Punkten kleine Forts errichtet, große feste Blockhäuser mit einer Umzäunung von hohen Palissaden, in welchen ein paar Schwadronen Dragoner in Garnison liegen, um die Indianer im Zaume zu halten. In diesen Forts wohnen die Intendanten, — Regierungsbeamte, welche den Handel mit den Indianern leiten und überwachen, und ihnen zu bestimmten Zeiten im Jahre die Gelder,

\*) Wir glauben dies schöne, stofflich wie silistifisch gleich ausgezeichnete Werk, unsern Lesern am besten durch den obigen Auszug aus einem Capitel zu empfehlen. Der weitere Inhalt ist: Handelsvölker der Gegenwart; Newyork; Boston, Philadelphia; auf den Grenzen der Ansiedlungen. Culturpionire, junge Städte im Westen Nordamerikas; auf dem Michigan, Huron- und Eriesee. Ein Tag wieder in Europa.

Lebensmittel, Waffen und Kleidungsstücke verabreichen, welche vertragsmäßig für die abgetretenen Landstriche bezahlt werden. In der Nähe des Forts befindet sich gewöhnlich eine Station für Missionäre, welche von der Regierung oder von Privatgesellschaften besoldet werden, um die Indianer zum Christenthum zu bekehren. In der Regel ist die Wirksamkeit dieser Missionäre wenig segensreich. Einige Kinder kommen bis zum sechzehnten Jahre nach Laune in die Missionschule, weil man ihnen darin zu essen gibt. Später gehen sie wieder auf im wilden umherziehenden Leben ihres Volkes, einige verworrene Ideen vom Christenthum sind die ganze Frucht der Thätigkeit amerikanischer Missionäre. Selbst diesen wird es zu schwer, sich von dem eingewurzelten Hass gegen das Indianervolk loszumachen. Die französischen Jesuiten allein und die deutschen Herrnhuter haben es verstanden, die wilden Kinder der Prairien und Urwälder durch mildes und kluges Eingehen auf ihre Denkweise zu bekehren. Ihnen gelang es, dazu den wichtigsten und schwierigsten Schritt zu thun, indem sie die Indianer an einen festen Wohnsitz und an Ackerbau gewöhnten. Auf die deutschen Herrnhuter vorzüglich läßt sich, überall wo sie unter wilden Völkern gewirkt haben, das schöne biblische Wort anwenden: ihr Leben war Wohlthun.

Sieht man sich nun näher unter den Indianern um, in ihren Hütten, in ihren Rathversammlungen, beobachtet man sie bei Jagden, Schmausen und religiösen Festlichkeiten, so ist man sehr bald über ihr ganzes Leben und Treiben im Klaren. Es ist alles bei ihnen einfacher, unversälfchter Naturzustand, und dieser ist weder appetitlich, noch ist viel darüber zu sagen. Die Indianer thun nur das Nothwendigste, was die Leibesbedürfnisse verlangen, und auch das nur auf die roheste und ärmlichste Weise, — alle übrige Zeit spielen sie oder träumen sie. Ihre Hütten sind leicht hergerichtet aus Stangen und Zweigen, bedeckt mit Rasen, Baumrinden, Fellen und Matten. Die Kleidung bereiten sie sich aus Wildhäuten oder erhalten sie von der Regierung, oder tauschen sie ebenso wie Flinten, Pulver und Blei von den Händlern ein. Etwas Mais ist das Einzige, was die Familie durch Handarbeit der Erde abgewinnt, für die übrigen Lebensmittel ist sie auf den zufälligen Ertrag der Jagd, auf wilde Wurzeln und Waldfrüchte, auf alles kleine eßbare Gethier angewiesen. Der Hunger ist daher ein regelmäßiger Gast in den Indianerhütten. Des Winters ziehen sie möglichst tief in die Waldungen, welche ihnen etwas Schutz vor den Stürmen gewähren: dann leiden sie oft bittere Noth vor Hunger und Kälte und kommen duzendweise um. Die Phantasie der Weißen, welche mitten unter dem Reichthum und Zwang des civilisirten Lebens Sehnsucht nach freier Wildniß empfinden, hat das Indianerleben ausgeschmückt; in der Nähe betrachtet, behält es kaum noch einen Reiz für halbverwilderte Canadafranzosen.

Man wird in vielen Beziehungen die Indianer richtig auffassen, wenn man sie als große Kinder ansieht. Stoßen sie mit Weißen zusammen, so werden sie innerlich bange, sie sind mißtrauisch und achten auf alles, weil sie Schaden an Leib und Gut fürchten, — sie nehmen sich zusammen, um anständig und würdig zu erscheinen, und sind behutsam in Reden und Handlungen, weil sie sich fürchten, ausgelacht zu werden. Und doch sind sie äußerst lobbegierig. Mit Loben und Rühmen kann man sie fangen wie die Fische mit dem Köder. Sind sie aber unter sich allein, in den tiefen Wäldern oder auf den fernen Prairien, wo sie an den weißen

Mann und seine wunderbaren Waffen und Geräthschaften nicht mehr denken, so geben sie sich offen, heiter und fröhlich, und wo einer etwas Gutes hat, bewirthe er seine Freunde und Nachbarn damit. Geiz und Selbstsucht sind ihnen unbekannt. Verbreitet sich in einer Dorfschaft die Nachricht, daß einer große Jagdbeute gemacht, so kommen sie aus allen Hütten heran, um am Schmause Theil zu nehmen, das versteht sich ganz von selbst. Dann sitzen und rauchen, spielen und plaudern sie den ganzen Tag zusammen und machen sich gegenseitig Spaß und Vergnügen durch allerlei Erzählungen. Ihre gesellschaftlichen Einrichtungen sind höchst einfach. Von Familie, Staat und Recht haben sie möglichst wenig, nur ebenso viel als das Naturbedürfnis, die Noth, die zufällige Gewöhnung aneinander hervorzurufen. Ihre Staatsverfassung würde so ziemlich wieder entstehen bei einer Schar unferer Knaben, welche einen Tag lang in freier Natur sich selbst überlassen wären. Ihr Gesetzbuch ist noch kürzer als die zehn Gebote und wird weder aufgeschrieben noch auswendig gelernt. Die Ehe wird ohne alle Feierlichkeit blos dadurch eingegangen, daß der junge Indianer in die Hütte der Eltern oder Brüder des Mädchens, oder dieses in die Hütte der Verwandten ihres Bewerbers aufgenommen wird, nach einigen Monaten oder Jahren baut der Mann sich seine eigne Hütte. Von wärmerer Zuneigung unter den Eheleuten ist nur eine leise Spur vorhanden, selbst das himmlische Glück der Liebe berührt nur selten und flüchtig die Herzen dieser Naturkinder. Die Frau ist die Sklavin des Mannes, das ist die Norm der Ehe. Gegen Mißhandlungen findet sie zweifelhaften Schutz bei ihren Verwandten. Gefällt die Frau dem Manne nicht mehr, so heißt er sie zu ihren Verwandten gehen, oder er nimmt sich eine andere hinzu, wenn er zwei ernähren kann. Jedoch beides ist selten, Gewöhnung und natürliche Gutmüthigkeit hält die Ehen zusammen. Selten erlaubt sich der Mann Schläge und Scheltworte gegen sein Weib. Lärmt sie ihm zu sehr in der Hütte, so geht er zu einem Freunde und macht seinen Spaß über das närrische Weib. Die Regel ist jedoch, daß sie es ihm in seiner Hütte behaglich zu machen strebt. Daß sie allein Gepäck und Kinder schleppen muß, oft mühselig auf weiten Wanderungen, daß sie die Hütte abbrechen und wieder aufschlagen muß, ferner Reifig hacken, das erlegte Wild holen, kochen, Matten flechten, Leder gerben, Moccassins und Jagdhemden machen muß, — das ist einmal hergebracht. Der Frau kommt alles zu, was sich auf die Arbeiten zum häuslichen Leben bezieht, — der Mann hat die Familie zu schützen, ihr durch die Jagd, welche ja auch für ihn eine Arbeit und oft mühselig genug ist, Nahrung zu schaffen, der Rathversammlung zu pflegen. Daher überläßt der Mann seiner Frau auch die Herrschaft in der Hütte. In dieser hält sie allein Ordnung, sie weist den Fremden ebenso gut wie den Brüdern und Verwandten den Platz an, der Mann mischt sich niemals darcin. Man kann in dieser Scheidung des häuslichen und öffentlichen Gebietes, und in der Herrschaft, welche in dem ersteren der Frau eingeräumt wird, einen sittlichen Zug, eine Achtung vor dem natürlichen Rechte des Weibes nicht verkennen: dieser Gedanke ist aber auf der untersten Stufe seiner Entwicklung geblieben. Welch ein Abstand von den alten Germanen, welche nach Tacitus Worten in der Frau etwas Ahnungsvolles und Heiliges verehrten. Lebhaft ist dagegen das Bewußtsein der gemeinsamen Abstammung; das Gedächtnis der Vorfahren und das Abzeichen des Stammes oder der Familie wird in Ehren gehalten, und Eltern, Kinder und Verwandte fühlen die

Pflicht, im Nothfall füreinander zu sorgen. Und dies geschieht häufig auf eine rührende kindliche Weise. Der Mann erträgt wol einmal Tage lang die Hungerqual, damit die Alten und die Kinder seiner Hütte zu essen behalten. Eine Art von Obrigkeit besteht nur durch das Ansehen der Weisen und Tapfern. Vor den Bewährten hat jeder große Achtung. Gehen die Männer auf den Kriegspfad, so ist der Beste der Anführer oder Häuptling. Die große Achtung und Bescheidenheit mit welcher die jüngeren Männer zu den Alten aufsehen, in deren Häuptern sich so viele Kenntnisse und Listen für Jagd, Krieg und Rathsverammlung, so viele Erfahrungen von der Wirksamkeit der Manitus sammeln, — dieser Respect erinnert ganz an die Art und Weise, mit welcher die Knaben bei uns einen Erwachsenen betrachten. Wie diese nichts mehr fürchten, als sich in Gegenwart von Erwachsenen lächerlich zu machen, so schließt diese Furcht auch dem jungen Indianer den Mund, wenn er in der Gesellschaft von erfahrenen Männern ist.

Nach festem Recht und Gericht haben die Indianer kein Verlangen, sie bedürfen es nicht. Das Recht kann sich bei ihnen nicht entwickeln, weil Sondereigenthum an Grund und Boden dafür keinen Anhalt gibt. Am beweglichen Vermögen ist Eigenthum anerkannt, es wird, außer durch Jagd und Krieg, durch Handel, Tausch und Familienerbschaft erworben. Sklaven kennen sie nicht, der Kriegsgefangene wird getödtet oder in den Stamm als ein Familienglied aufgenommen. Raub und Beleidigungen rächt jeder selbst, er ist eben sein eigener Richter so lange, bis er den Unwillen, den Widerstand, die Rache der übrigen hervorruft. Ueberaus scharfsinnig und schlau benehmen sich die Indianer auf der Jagd, im Ueberfall des Feindes, in der Rathsverammlung. Da sind sie reich an Listen, welche sie mit unglaublicher Zähigkeit und Verstellungskunst ausführen. Die Kunst, zum Beispiel, zu telegraphiren, verstehen sie vortrefflich. Im Kriege und auf der Jagd geben sie sich auf weite Entfernungen hin untrügliche Zeichen durch die verschiedene Art, wie sie Feuer und Rauch machen und farbige Decken gegen die Sonne stellen. Ihre sonstigen Geschäfte besorgen sie mit großer Trägheit und Sorglosigkeit. In der Verfertigung von Schmucksachen und Geräthen bleiben sie den überlieferten Handgriffen treu, und zeigen einen gewissen rohen Geschmack darin, der sich an bunten Figuren und Farben ergöht. Aus farbigen Lederstreifen, bunten Steinchen, hellen Thierzähnen, Federn und Haarbüscheln wissen sie allerlei Verzierungen an Waffen und Kleidungsstücken anzubringen.

Auffallend ist ihr Unvermögen, Ideen zu verbinden und Schlüsse zu ziehen. Ihr geistiger Blick hat immer nur die gerade Richtung bald auf das Eine, bald auf das Andere, daran bleibt er kleben und erhebt sich nicht zum Ueberschauen des Ganzen. Auch fällt es ihnen sehr schwer an die Zukunft zu denken und dafür Pläne und Anstalten zu machen, wol aber haftet ihr Gedächtniß und ihr Denken mit Zähigkeit an vergangenen Ereignissen. Die Zukunft ist für sie inhaltslos, weil ihr Geist nichts hineinzulegen vermag. Die Indianer sind, noch viel mehr als unsere ungebildetsten Bauern, schwer von Begriff, und ihre vielbewunderte Schweigsamkeit und Selbstbeherrschung möchte, wie vielleicht auch bei vielen ihrer Landesnachfolger, den jetzigen Amerikanern, hauptsächlich in der Trockenheit ihres Geistes den Grund haben. Wenn der Hunger des Winters sich festsetzt in den Indianerhütten, dann werden schon die Kinder bedeuget, schweigend zu hungern. So werden die Wilden

schon von Jugend auf gewöhnt, Leiden und Qualen schweigend zu ertragen, bis sie lautlos verenden wie der verwundete Hirsch im Dickicht. Wenn der Indianer Hunger hat oder wenn ihn sonst etwas quält, so greift er zur Pfeife. Ihre narotische Wirkung unterbricht den Gedankengang seines Geistes wie den Stoffwechsel seines Körpers. Das ist es, was er will, vergessen. Weil sein Geist ihn nicht höher trägt, weil er über Ursache und Wirkung nicht nachdenkt, noch weniger beides begreift, so ist sein Fatalismus natürlich. Der Knabe weicht dem Schläge aus, den er kommen sieht, ist er aber getroffen oder überfällt ihn sonst ein Weh, dessen letzte Ursache er nicht begreift, so weiß er nichts Anderes zu thun als still zu leiden. Mittel ein Unglück abzuwenden oder gar Vorbeugungsmittel auszudenken, würde dem Indianer gar zu schweres Kopfbrechen machen, es würde doch nichts Anderes als Kindisches dabei herauskommen: deshalb denkt er lieber gar nichts, wickelt sich in seine Decke und wartet das Ende ab. Als die Indianer zum erstenmal von Blattern befallen wurden, — auch dies Unglück brachten ihnen die Weißen, — da lagen sie entweder ganz still und lautlos und starben wie die Fliegen weg, oder gequält von dem innern Brande liefen sie wie besessen umher und stürzten sich in die Flüsse, um Kühlung zu suchen. Das Unglück fiel über sie her wie ein Ungeheuer, unter dessen Griffen sofort jede Regung ihres geistigen Selbst zerfleischt wurde. Der Mangel an Fassungs-gabe für Anderes als für das Allernächste zeigt sich auch in einer andern Eigenthümlichkeit. Kein Indianer ist für ein Gemeingefühl, für eine Idee zu begeistern. Nur was ihn selbst trifft, regt ihn zur Thätigkeit auf. Aus Stolz, Ehrtrieb, Rache duldet und unternimmt er das Aeußerste mit großer Ausdauer, alles Andere berührt ihn kaum, er hat kein Verständniß dafür. Die Natur des geistigen Vermögens der Indianer spiegelt sich am deutlichsten in ihrer Sprache. Wenn Indianer miteinander sprechen, hört es sich artig an, es ist eine lebendige Mosaik von ganz einfachen Naturlauten, oft wie Vogelgezwitscher, Pfeifen und Gurgeln, und dann wieder wie Tosen, Aechzen, Rollen. Aber in dieser Sprache ist kein Denken, oder es gibt sich nur sehr matt darin zu erkennen. Es fehlen zum größten Theil die allgemeinen Begriffe. Der Indianer sagt von seinem Nachbar: er ist, er trinkt, er schläft, er jagt, aber niemals redet er von dessen bloßem Leben und Dasein; er hat kein Wort für das einfache Existiren, weil keinen Begriff dafür. Jede der zahlreichen Eichenarten kennt und benamt er ganz genau, jedoch fehlt ihm das Wort, welches den Gattungsbegriff Eiche ausdrückt; er ist noch nicht so weit gekommen, das charakteristisch Gemeinsame all der Eichenarten aufzufassen. Der indianische Wort- und Satzbau selbst ist ohne das logische Element. Für die einfachsten Dinge braucht der Wilde eine Menge zusammengesetzter Worte, und darin sind Silben und Worte entweder rein äußerlich aneinandergeschängt, oder so, daß in das erste Wort die übrigen gleichsam eingeschachtelt werden: die Worte sind nicht auseinander hervorgewachsen, sondern zusammengeleimt. Die Rede selbst besteht ebenso aus lauter einzelnen abgerissenen Sätzen hintereinander, der Gedanke, welcher dem Ganzen Sinn und Leben gibt, schimmert nur undeutlich durch. Der Dakotah-Indianer sagt zu seinem Feinde nicht: weil du mein großes Volk beschimpft hast, deshalb mußt du sterben, — sondern: groß ist der Dakotah, ich tödte dich. Mit dieser Natur der Indianersprache hängt auch zusammen, daß sie sehr individualisirend, überaus bildlich, naiv poetisch ist. Für Sandwaschen hat sie z. B. ein ganz anderes Wort

als für Gesichtswaschen, — ein Strom, dessen Ufer eingestürzt sind, heißt Acabeta wörtlich Wasser-Dresser-Land; — die schönste Stelle am Champlainssee, wo die Wogen an Felsen branden, führt den Namen Ticondaroga, wörtlich Wasser-Stein-Schlagen. Nach tieferen Gründen solcher Eigenschaften der Indianersprache braucht man nicht lange zu suchen, wir sind in dieser Beziehung fortwährend von einer Menge kleiner Indianer umgeben. Die Kinder bis zum siebenten Jahre denken grade so, bilden ihre Worte und Sätze grade so wie die Indianer, und man kann sich leicht das Vergnügen machen, zu hören wie flink und lustig die Kinderzunge indianische Worte nachspricht, z. B. die Namen der sechs Nationen in New-York-Staat: Oneida, Onondaga, Cayuga, Seneca, Wyandot, Tuscarora.

Noch ein tieferer Blick in die Indianernatur hinein erschließt sich bei Beobachtung ihres religiösen Gebahrens. Des Indianers Charakter ist von einer ernsten Religiosität ganz erfüllt, sie beherrscht vollständig sein Denken und Thun. Es ist jedoch eine eigne Art von Religiosität. Der Wilde glaubt sich überall von unsichtbaren Geistern umgeben, von Dämonen oder Manitus, in deren Gewalt zu kommen er sich fürchtet. In jedem Dinge, jedem Ereigniß, das ihn betroffen macht, steckt für ihn ein geheimnißvoller Geist: so im Bär oder Büffel, der seinem guten Schuß entgeht, im wildrauschenden Strom oder Gewitter, im heranrasselnden Dampfschiff, im Tictack der Uhr. Wie alle Völker niederer Bildung, glaubt er fest an Träume, an Ahnungen, und hat tausend gute oder böse Vorbedeutungen. Nicht das kleinste Werk unternimmt er, ohne vorher die Manitus durch Opfer, Beschwörungen und allerlei Teufeleien zu sühnen und sich geneigt zu machen. Kein Bursche geht auf seinen ersten Kriegspfad aus, ohne durch Nachwachen, Fasten und Beschwörungen an einsamen Orten sich einen Schutzgeist, gleichsam seinen Leibmanitu einzufangen, den er wie durch plötzliche Eingebung auf einmal in einem bunten Steinchen, in einem Ast oder Wurzelstümpfchen zu entdecken glaubt. Der heilige Sack, welcher bei den religiösen Tänzen der Indianer eine große Rolle spielt, und bei dessen Berührung sie häufig in Zuckungen fallen, enthält nichts als eine Sammlung von allerlei Knöchelchen, Muscheln und Holzstümpfchen, an welche die Manitus gefesselt sind. Der Priester bei den Indianern, welcher fortwährend mit den Manitus umgeht und die Kraft seiner Beschwörungen am besten abzuschätzen weiß, kann nicht anders als ein Gaukler werden, der immer mit wunderbaren Zeichen und Beschwörungen zu erscheinen hat, um sich und die andern zu betrügen. Die Religion der Indianer ist also keine Ehrfurcht vor dem hehren allgewaltigen Weltgeiste, keine kindliche Liebe zu Gott, sie ist Furcht, tiefe düstere Furcht vor den unheimlichen Gewalten. Alles in der Natur kann dem Indianer plötzlich verdächtig scheinen, dann schreckt er in sich zurück und verhält sich still und stumm, und zittert insgeheim wie ein armes Schlachtopfer. Zum Begriff von Gott kann er sich gar nicht erheben, der „große Geist“ ist ihm alles Unbekannte und Geheimnißvolle, das er nicht näher zu bezeichnen weiß. Aus seinen unzähligen Manitus von stärkerer oder geringerer Macht errichtet er in seiner Phantase eine Geisterpyramide, aber auf seinen Sinnen liegt es wie eine drückende Nebeldecke, so daß er die Blicke nicht bis zur Höhe der Pyramide erheben kann. Sieht er eine Leiche, so ist ihm unklar, ob die Seele noch darin weilt, oder schon weit weg ist. Er setzt bei der Leiche Speisen und Getränke nieder, und sabelt dabei vielerlei über den Geisterpfad, den die Seelen der Abgestorbenen wandeln, ohne

über das geheimnißvolle Land, das sie am Ende ihres Pfades aufnimmt, irgend mehr als eine unklare dämmerige Vorstellung zu haben.

Schon viele Reisende, welche lange im Stillen das Treiben der Indianer, ihren Gedankengang, ihre Sitten und Gebräuche beobachteten, überkam es plötzlich wie eine dunkle Erinnerung an ein untergegangenes Culturvolk. Es blühten Streiflichter auf, welche eine versunkene geistige Welt erhellten, um gleich wieder zu verschwinden. Möglich ist es, daß diese Indianer nur verwildert sind, nur verkommene Trümmer eines einst höher gebildeten Volkes. Daß ein solches vor ihnen in Nordamerika da war, ist unbestreitbar, — daß Völker unter der Einwirkung des Klimas, im ein- förmigen Prairie- und Urwaldeleben, abgeschnitten von den Culturstützen, verwildern können, ist wenigstens nicht unmöglich. Dunkle Traditionen der Indianer, daß sie einst ein einiges, großes und glückliches Volk gewesen, und dem gegenüber der eigen- thümliche unaufhaltsame Zerfaltungsproceß in zahllose Völkerschaften und Sprachen ferner mancherlei einzelne Reste in ihrer Sprache, Sitte und Religion, welche auf Völker höherer Bildung zurückweisen, — dergleichen Stützen lassen sich jener Ansicht zuführen, daß die jetzigen Indianer bloß verwildert seien. Es bleibt aber nur eine Ansicht, feste Anhaltspunkte dafür hat noch keine Forschung aufgefunden. Die Geo- logie hat in unsern Tagen die Blicke eröffnet in unermessliche Urzeiten, vielleicht wird auch die rasch fortschreitende Völker- und Sprachenkunde, namentlich die ver- gleichende Sprachwissenschaft, uns noch Urvorgänge in der Weltgeschichte enthüllen, welche jetzt noch dunkle Nacht bedeckt.

In Romanen und ältern Reisebeschreibungen ist viel von den körperlichen und sittlichen Vorzügen der Indianer die Rede. Heutzutage wenigstens läßt sich nicht viel davon rühmen. Urbilder der Kraft und Schönheit sind gewiß zehnmal eher unter den gebildeten, als unter den wilden Völkern zu finden. Die Natur hat die Indianer mit keinen Vorzügen beschenkt, die sie vor andern Sterblichen voraus hätten, wol aber zerstören Entbehrung und Mühsale bei ihnen frühzeitig die Wohl- gestalt. Die Feinheit und Schärfe ihrer Sinne ist erstaunlich, und sie leisten Be- wundernswerthes in Fasten und Ausdauer auf Reisen und Jagden. Gleichwol über- trifft sie der Gebildete zuletzt auch darin, denn ihm gibt Geist und Wille immer neuen Antrieb; wenn aber des Indianers körperliche Kraft ermattet, dann bricht er auch ganz zusammen, weil er in seinem Geiste keine Hilfsquellen mehr findet. Die Indianer- natur widersteht lange Zeit den Einwirkungen von Frost, Kälte und Hitze, von Hunger und Glend. Jede ernste Krankheit aber greift gleich den Lebensnerv an, und hat in ihrem Gefolge häufig völlige Verheerungen der Stämme. Die Blattern haben wiederholt die belebtesten Indianerdörfer in stumme Leichenhöfe verwandelt. Fieber sind auch in den Hütten der Indianer heimisch, und wer mit diesen echten Natursöhnen ein paar Tage lang auf der Jagd gewesen, entdeckt, daß sie auch genug von Rheumatismus geplagt sind.

Die Sittlichkeit der Indianer läßt sich nicht nach unserm Maßstabe beurtheilen. Der Wilde thut, was ihm gefällt. Alles, wozu er die Stärke fühlt und wovon ihn sein Aberglaube nicht abhält, ist seiner Meinung nach auch das Rechte. Es fehlen ihm die meisten von jenen sittlichen Ideen, welche man gern als solche betrachten möchte, die der Menschennatur ursprünglich inwohnen, durch die Laster und Kämpfe im civilisirten Leben aber unterdrückt werden. Von den vier Cardinaltugenden kennt

der Indianer nur zwei, Tapferkeit und Weisheit: für Mäßigkeit und Gerechtigkeit fehlt ihm sogar das Wort. So reich seine Sprache an Ausdrücken ist, um Selbstgefühl, Kraft, Schlaubeit zu bezeichnen, so wenig kennt und nennt er Dankbarkeit, Milde, Verzeihung. Der Wilde ist Naturkind, kein edleres Gefühl, kein höherer Gedanke kann ihn auf die Länge beherrschen. Heute ist er offen, treu, gutherzig, freundlich fröhlich, — morgen springt plötzlich, wenn sein Stolz oder seine Habsucht erregt wird, die Leidenschaft in ihm auf; er kann sie nicht bemeistern, und ist er einmal im Worden, so wird er grausam und entsetzlich, weil die wilde Wuth ihn fortreibt. Man bildete sich früher ein, wilde Völker müßten noch einen Rest von paradiesischer Unschuld haben, — die Erfahrung zeigte überall nur das gerade Gegentheil davon. Ein dauerndes schamhaftes Gefühl würde man ebenso vergebens im Busen der jungen Indianerin suchen, wie bei der verheiratheten eheliche Treue. Gefallsucht und Leichtsinm bleiben die unzerstörliche Naturgabe der Mädchen und Frauen bei den Wilden; leicht gereizt folgen sie ohne Bedenken ihrer Lüsterheit. Jungfräulichkeit seiner Braut ist dem Manne gleichgiltig; den Ehebruch rächt er als einen Eingriff in sein Eigenthum, aber er findet nichts Unrechtes darin, Frau und Tochter dem Gast aus Gefälligkeit oder aus Gwinnsucht anzubieten. Auch die Indianerin hat ein lebhaftes Muttergefühl, gleichwol weist es auf schlechte und schändliche Gewohnheiten zurück, daß die Indianerchen so unfruchtbar sind, und daß die Kinder aus denselben so häufig in den Tagen sterben, wo sie noch zarter Pflege und Liebe bedürfen.

Wer die Wohlthaten der Civilisation recht tief erkennen will, der braucht nur ein paar Tage unter Indianern zu leben. Es sind nicht die tausend kleinen Annehmlichkeiten und Genüsse des civilisirten Lebens, welche man vermißt, es liegt vielmehr für eine Zeitlang eine Lust darin, auf die ursprüngliche Freiheit und Kraft des Menschen zurückgeworfen zu sein; allein niemals entgeht man dem widerwärtigen und trostlosen Eindruck, daß diese wilden Völker kein Hauch von sittlicher Energie, kein heller Geistesstrahl belebt. Die Menschennatur zeigt sich unter ihnen in ihrer Niedrigkeit. Im Wilden liegt der geistige Mensch noch gefangen. Trägen und verdüsterten Sinnes, ein Spiel seiner Einfälle und Leidenschaften, lebt er einformig seine Tage hin, es fehlt ihm alle Ahnung eines edleren Daseins. Erst durch die Arbeit und die Kämpfe, durch die Noth und die Leiden der Civilisation erhebt sich der Mensch auf die Stufe, wo er ein edles und schönes Menschenkind wird, voll herrlicher Genüsse und Kenntnisse, voll erhabener Gefühle und Ideen.

Ist es aber nicht möglich, daß der Wilde, erweckt und belehrt durch den Civilisirten, den finstern Bann durchbreche, in welchem ihn eine dämonische Gewalt wie in einem geistigen Tode gefangen hält? Kann nicht auch der Indianer der Wohlthaten der Civilisation theilhaftig werden? Die Erfahrung sagt entschieden Nein. Der Wilde kann nur gedeihen in freier Wildniß; wo die Cultur ihm näher rückt, entweicht er oder vergeht er wie das Waldthier. Die Berührung mit der Civilisation ist seinem Leben feindlich, schon der Blick der weißen Männer scheint ihm verderblich. Die Völkerschaften auf den westindischen Inseln, die mächtigsten Stämme der nordamerikanischen Indianer sind in wenigen Jahrhunderten von der Erde verschwunden. Auf allen Inseln der Südsee macht sich ein rasches Absterben der einheimischen Bevölkerung bemerklich. Die Angaben der Entdecker dieser Inseln über

die große Volksmenge auf denselben sind zwar in der Regel übertrieben; denn als die ersten Schiffe der Weißen dort die Küsten entlang fuhren, strömten Scharen von Wilden aus dem Innern herbei, und das Land erschien viel bewohnter als es in Wirklichkeit war. Gleichwol bleibt es zweifellos, daß überall die Bevölkerung seit dem ersten Anlanden der Europäer auf den Südseeinseln sich reißend vermindert hat. Nur auf wenigen ließen sich darüber bestimmte Zahlenverhältnisse feststellen; wo dies aber möglich war, sind sie erschreckend. Auf Hawaii z. B. sank die Bevölkerung in achtzehn Jahren von fünfundachtzigtausend auf fünfundzwanzig Tausend. In so kurzer Zeit verminderte sie sich also um das Dreifache, und dies Absterben griff um so weiter und rascher um sich, je mehr Civilisirte sich im Lande ansiedelten. Merkwürdig genug bemerkt man auch unter den Lappen, deren Rennthierherden doch unerschöpflich, auf deren hochliegende Forsten und Weideplätze die Cultur noch nicht gestiegen ist, — in den letzten funfzig Jahren ein auffallend starkes und rasches Abnehmen der Bevölkerung. Dies traurige Schicksal erklärt sich zunächst aus äußern Ursachen. Die wilden Thiere, deren Jagd dem Indianer in Nordamerika den Hauptbestandtheil seiner Nahrung verschaffte, fliehen, sobald ihnen auf hundert Meilen der weiße Ansiedler naht, als verkündigte ihnen der Instinct ihr nahendes Verderben. Während der Indianer noch seine alten Jagdgründe durchstreift, sind Büffel, Bären und Hirsche längst in weiter Ferne, und die Folge der mageren Jagd ist, daß Hunger und Glend wochenlang in der Indianerhütte herrschen, deren Bewohner entkräften und sie langsam dem Tode durch Frost und Fieber entgegenführen. Branntwein ferner und ansteckende Krankheiten, beides Gaben der Weißen an die Indianer, richten unter diesen entsetzliche Verheerungen an. Wenn die Amerikaner nichts weiter thäten zum Abbruch der Indianer, als daß sie ihnen reichlich Whisky zuführten und wo sie könnten die Büffel vertilgten, so würden das Branntweingist und der Hunger schon allein hinlänglich sein, die Indianer jährlich zu Tausenden wegsterben zu lassen. Vielleicht hegen viele Amerikaner solche Hintergedanken. Sonst würden die ruchlosen Indianerhändler, welche trotz aller Befehle den Wilden Branntwein genug zuführen, nicht so viele Helfer finden, — sonst würde man nicht mit so vielem Wohlgefallen von dem ungeheuren Schießen und Schlachten vernehmen, welches die Jäger alljährlich unter den Büffelherden anrichten. Die Indianerstämme zwischen dem Missouri und Mississippi, welchen der Branntwein am nächsten und die Büffel am entferntesten, sind diejenigen, welche sich am meisten verderbt zeigen und am schnellsten absterben. Bringt nun schon die erste Annäherung der Weißen den Indianern bereits so viel Unglück, so folgt später für diese regelmäßig noch das größere Unheil, indem sie von ihren altererbten Ländereien verdrängt werden. Der Weiße kommt, kauft ihnen Landstriche ab und gibt Decken, Kleider, Nahrungsmittel, Flinten und Pulver dafür. Der Indianer gewöhnt sich an neue Bedürfnisse, verläßt sich auf die Gaben der Weißen, bringt ihnen seine Jagdbeute, und wird selbst immer träger und ärmlicher. Nach wenigen Jahren haben die Weißen auch seine übrig gebliebenen Jagdgründe umzingelt und drängen ihn, sie ihnen zu überlassen und weiter zu ziehen gegen Westen. Die Amerikaner wollen keine Indianer unter sich, es ergreift sie eine stille Wuth, wenn sie in deren Besitze herrliche Ländereien unbebaut liegen sehen. Wollen die Rothhäute nicht im Guten weichen, so gibt es blutige Händel und Bedrückungen aller Art. Der Indianer begreift nicht die Natur

und die Pflicht eines Vertrages, dessen letzten zwingenden Grund zu entdecken sich ja auch bei uns viele Philosophen umsonst angestrengt haben. Daß der Weiße, den er nur als seinen Verderber kennt, ihm freiwillig etwas Gutes schenke, — kann sich der Wilde nicht denken. Trotz aller Redensarten, welche hin und wieder gewechselt werden, fügt sich der Indianer nur der Gewalt, und wenn der Weiße ihn mit Nahrung und Kleidung zu versorgen verspricht, so glaubt der Wilde, es geschähe aus Furcht vor ihm oder es stecke irgend eine böse List dahinter, die er vergeblich zu entdecken trachtet. Heute verpflichtet er sich durch feierlichen Vertrag, das Eigenthum der Weißen zu achten, — morgen hat er das Ganze rein vergessen und führt dem Ansiedler oder Händler ein Pferd, eine Kuh weg. Denn es geht einmal nicht in seinen Kopf hinein, warum er dem Weißen, der ihm ja alles nimmt, nicht wieder ein Stück Vieh nehmen dürfe.

So sind die Indianer nach und nach aus den vordern Staaten in die westlichen, aus diesen in die fernsten Prairien verdrängt worden. Die Bundesregierung kann bei dem besten Willen sie nicht schützen. Noch vor ein paar Jahren mußten die noch übrigen dreißigtausend Siour Ländereien von etwa vierzig Millionen Aekern am obern Mississippi für den winzigen Preis von noch nicht drei Viertelmillion Dollars abtreten; aus Gnade sollten sie noch funfzig Jahre lang jährlich funfzigtausend Dollars erhalten. Dies Geld fließt in kurzer Zeit zu den Weißen zurück, nur ein paar Häuptlinge bereichern sich dabei. Einige Jahre vergehen und schon sitzen die Weißen den Verdrängten wieder auf der Ferse, wieder müssen sie sich abkaufen lassen und weiter wandern. Ehe sie ihre Gesichter noch weggewendet von ihrer alten Heimath, pflügt schon der Ansiedler die Gräber auf, wo sie ihre Vorfahren bestattet haben. Auf diesen Wanderungen gehen dann Zahllose zu Grunde, und ist der Nest im neuen fremden öden Lande angekommen, dann treibt sie der Hunger auseinander. Der eine Haufe sucht hier, der andere dort Lebensmittel, der Stamm zerstreut sich, und die vereinzelt Familien ziehen hierhin und dorthin, der Name des Stammes verliert sich. Nach hundert Jahren stehen vielleicht in irgend einem unwirthbaren Thale der Felsengebirge ein paar elende Hütten, angefüllt mit armen zitternden Menschen, die sich kaum noch von Jagd, Fischfang und Baumrinde ernähren. Kein Mensch kommt mehr zu ihnen; ein Wanderer, der von ferne vielleicht einmal den Rauch aus ihren Hütten sieht, wird dann bedeutet: das sollen die letzten Siour sein.

**Politische Combinationen.** — In einer Flugschrift, die wir hier nicht besprechen können, da sie ihres anderweitigen Inhalts wegen in Sachsen verboten ist, wird wiederholt auf die Gefahr einer russisch-französischen Allianz aufmerksam gemacht, und daß dieser Gefahr nur durch ein österreichisch-preussisch-englisches Bündniß vorgebeugt werden kann. Ein solches Bündniß liegt in der Natur der Sache. Es ist Preußens Interesse, sich in Norddeutschland und Polen, Oestreichs Interesse, sich in Italien und den Donauprovinsen zu befestigen, Englands Interesse, den Russen den Weg nach